

Strukturwandel der Arbeitswelt:

Entwicklungschancen
für Mensch und Gesellschaft?

Zweites Gespräch 7.- 9. März 1997

Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft:

Strukturwandel bis heute
und Potentiale für die Zukunft

Dokumentation



Die Themen des zweiten Zyklus der KEMPENHAUSENER GESPRÄCHE im Überblick

1. Gespräch 11. – 13.10.1996 Globalisierung der Wirtschaft und gesellschaftlicher Strukturwandel: Chancen und Risiken für Deutschland und Europa
- Einstieg: Bestandsaufnahme und Prognosen zum Strukturwandel. Gibt es Gestaltungsperspektiven jenseits der Kontroverse Wettbewerbsfähigkeit versus Sozialstaaterhalt?
2. Gespräch 7. – 9.3.1997 Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft: Strukturwandel bis heute und Potentiale für die Zukunft
- Vertiefung: Historische Entwicklung von Arbeitsformen und Systemen sozialer Sicherung, von Zeitstrukturen und Menschenbildern. Gibt es geschichtlich gewachsene Entwicklungspotentiale für Umorientierung und Neustrukturierung?
3. Gespräch 10. – 12.10.1997 Entwicklungschancen für Gesellschaft und Arbeit: Perspektiven und Wege zur Transformation der industriellen Arbeitsgesellschaft
- Visionen (1): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuer Technologien und Arbeitsformen, zu Bildung und Tätigkeit, zu Subsidiarität und sozialer Sicherung, Arbeitszeit und Lebenszeit, zur Beziehung der Geschlechter u.a.
Neue Möglichkeiten sozialer Integration durch Vielfalt, Vernetzung und Selbstorganisation von Lebens- und Arbeitsformen?
4. Gespräch 6. – 8.3.1998 Entwicklungschancen für Mensch und Arbeit: Zum Bedeutungswandel von Bildung, Qualifikation und Arbeit in der Biographie
- Visionen (2): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuer kognitiver, kommunikativer und moralischer Kompetenzen, zu Autonomie und Bildungsfähigkeit, zu veränderten Mentalitäten und Lebensentwürfen. Neue Möglichkeiten der Identitätsfindung durch Selbstentfaltung, sinnhafte Tätigkeit und soziale Mitgestaltung?
5. Gespräch 16. – 18.10.1998 Zusammenfassung der Erkenntnisse: Perspektiven zum Wandel von Arbeit, Mensch und Gesellschaft
- Initiativen, Steuerungsmöglichkeiten, Projekte: Was können Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Unternehmen und Bürger zum Wandel beitragen?

Beiträge zum Thema des 2. Gesprächs

*Gerhard Dohrn-van Rossum***Wandel der Zeitorganisation in der Gesellschaft****Lebenszeit und Arbeitszeit**

Gegenwärtig wird in einem kaum noch nachzuvollziehenden Ausmaß über Zeit geredet und geschrieben. Offenbar gehen uns Zeitfragen alle an; offenbar sind wir alle von Zeitproblemen „betroffen“. Worüber wird da eigentlich geredet? Stehen z. B. hinter der Rede von der Lebenszeit, der Arbeitszeit, der Zeitempfung vergleichbare Zeitbegriffe? Schließlich und spezieller: Können wir für die Bewältigung der offenbaren Krisen der Arbeitsgesellschaft, die auch zeitorganisatorische Krisen sind, aus der Geschichte etwas lernen?

Es sei zunächst an einige, auf den ersten Blick schwach erklärungskräftige, aber doch beachtliche Sachverhalte erinnert.

„Zeit“ ist ein notorisch diffuser Begriff, der außerdem an die Stelle vieler anderer Begriffe treten kann. Behandlung von Zeitfragen kann bedeuten die Behandlung von Gegenwartsfragen, von aktuellen, von politisch drängenden Fragen, auch von historischen Fragen (z. B. Mittelalter ist die „Zeit der Kathedralen“). Das Wort Zeit kann an die Stelle von Wörtern wie Umwelt/Umfeld treten; eine Biographie/Lebensbeschreibung kann den Titel „Adenauer und seine Zeit“ tragen; Erinnerungen/Memoiren heißen häufig „Meine Zeit“ oder ähnlich. Aber nicht nur Personen, auch Institutionen und Strukturen schreiben wir ihre eigene, geschichtliche Zeit zu, wenn wir z. B. sagen, die Zeit der Arbeitszeitverkürzungen oder die Zeit der Universalbanken sei vorbei.

Die Sprachstatistiker bestätigen die Inflation des Begriffs. Zeit ist das mit Abstand am häufigsten gebrauchte Substantiv der deutschen Sprache; Es schlägt statistisch andere Allerweltswörter wie Welt, Geld, Herrschaft, Liebe, Frau oder Mann um Längen. Würde man statistisch und historisch auch die zusammengesetzten Begriffe (Lebenszeit, Freizeit, Arbeitszeit, Zeitbudget, Zeitlohn) untersuchen, würde noch deutlicher werden, mit welcher Dynamik sich die Zeithemen in den Vordergrund geschoben haben. Ähnliches gilt für das Wort „Arbeit“ und die damit gebildeten Komposita. Begriffswandel ist ein Anzeichen, nicht ohne weiteres aber ein Spiegel für sozialen Wandel. An den genannten Beispielen wird aber deutlich, daß Zeit und Arbeit seit Beginn des 19. Jahrhunderts, also noch vor Beginn der massiven Industrialisierung zu Zentralbegriffen/Leitbegriffen geworden sind, mit deren Hilfe eine Fülle von Sachverhalten und Problemen erörtert werden konnten, die entweder neu aufgetaucht sind oder früher anders bezeichnet wurden.

Wenn das Wort „Zeit“ so inflationär gebraucht wird, wenn sich der Zeitbegriff allen Definitionen entzieht, ließe sich folgern, daß man sich um dieses Problem nicht unbedingt kümmern müsse, daß „Zeit“ ein Allerweltswort und ein

Oberbegriff für alles Mögliche ist, nicht schädlich, aber auch nicht nützlich. Man könnte aber auch fragen, warum gerade der Begriff und das Thema „Zeit“ in unserer Kultur so prominent geworden sind. In den Fragen stecken schon Antworten und verschiedene historische Thesen: Das ist nicht selbstverständlich, das ist nicht überall so, das war nicht immer so.

Die Thesen lassen sich präzisieren: Wir beobachten in der Geschichte der westlichen Zivilisationen – zunächst der westeuropäischen, dann der europäisch-amerikanischen, schließlich aufgrund der technisch-wirtschaftlichen Dominanz dieser Weltteile der globalen Zivilisation – einen kontinuierlichen, durch erkennbare Schübe strukturierten Prozeß der zunehmenden Thematisierung von Zeitfragen bzw. der Umformulierung und Bearbeitung und Lösung von ganz verschiedenen Problemen in Zeitprobleme. Dafür ist das Problem der Arbeitszeit ein interessantes, aber nicht das einzige Beispiel.

Unter der Herausforderung der dramatisch anwachsenden, möglicherweise dauerhaften – nach den Erfahrungen der neueren deutschen Geschichte für die demokratische Ordnung vielleicht auch gefährlichen – Arbeitslosigkeit stehen offenbar alle bisher gewohnten Formen der Standardisierung und Regulierung der Arbeitsverhältnisse zur Disposition. Das erscheint zunächst als Frontalangriff auf wesentliche Errungenschaften des Sozialstaats, als einseitige Aufkündigung der Ergebnisse vielfältiger, zuweilen langwieriger, meist jedoch friedlicher Auseinandersetzungen um die gesetzlichen und tariflichen Rahmenbedingungen der „Normalarbeitsverhältnisse“. Nachdem nun aber der Wachstumsoptimismus und das Vertrauen in die Selbstregulierungskräfte des Marktes einerseits und die Wirksamkeit der klassischen Steuerungs- und Ausgleichsinstrumente andererseits nachhaltig erschüttert sind, stellen sich die Fragen der Regulierung und Deregulierung der Arbeitsverhältnisse neu: Unbestritten sind jetzt Umdenken, Flexibilität und Phantasie gefragt.

Die bisher gewohnten Arbeitszeitverkürzungen schienen langfristigen historischen Trends zu entsprechen. Arbeitszeit erschien als eine zu verkürzende Zeit; die Zeit der Arbeit sollte auf natürliche, menschlichen Bedürfnissen Rechnung tragende Maße zurückgeführt werden. Natürliche Bedingungen und menschliche Bedürfnisse sind nun auch hinsichtlich von Zeitarrangements einerseits unveränderliche Randbedingungen; sie zeigen sich aber auch als historische Parameter, als in hohem Maße von Tradition und Herkunft geprägt. Auch in zeitorganisatorischer Hinsicht leben wir in einer selbstgeschaffenen „zweiten Natur“, die nur in engen Grenzen und sicher nur sehr langsam veränderbar ist. Wir haben auch gelernt, sie als eine westliche Sonderentwicklung zu verstehen. Wir sehen die Vorteile, aber wir müssen uns fragen, wie wir die offenkundigen Probleme des Umgangs mit der eigenen und der sozial arrangierten Zeit meistern können.

Zunächst drei Beobachtungen zur Entwicklung des Zeitbewußtseins im Hinblick auf die Arbeitszeitfrage:

1. Wir sind sicher – das sei in aller Vorsicht gesagt, weil sich solche Überlegungen kaum empirisch sichern lassen -, daß sich der Erfolg, die technische und wirtschaftliche Überlegenheit der europäisch-amerikanisch geprägten globalen Zivilisation auf die nur in Europa zu beobachtende geschichtliche Entfaltung eines besonderen Zeitverständnisses und besonderer Formen der sozia-

len Zeitorganisation zurückführen lassen.

Dem historischen Argument läßt sich ein politisch-globales Argument anfügen:

2. Verschiedenartige Modernisierungsrückstände z. B. in Entwicklungsländern lassen sich als relative, mentale Defizite in der Entwicklung des Zeitbewußtseins und von modernen Formen des Umgangs mit der Zeit beschreiben. Europäische und amerikanische Beobachter konstatieren in diesen Ländern zunächst: Indifferenz gegenüber Terminen, bürokratischen Leerlauf, institutionelle Desorganisation, festsitzende Abwehr von industriegesellschaftlichen Zeitanforderungen wie Pünktlichkeit, Planung und effizienter Zeitnutzung. Die Wissenschaftler erklären, stützen und ergänzen dann solche Beobachtungen durch Hinweise auf die kleinen bzw. kurzen unstrukturierten Zeit- und Zukunftshorizonte und eine vergleichsweise starke, aber chronologisch in unseren Augen schwach strukturierte Vergangenheitsbezogenheit. Es geht also um ein ganzes Bündel fatalistischer, „fortschrittsfeindlicher“ und innovationshemmender Formen des Zeitbewußtseins. Dabei wird natürlich nicht übersehen, daß es zwischen Japan, China und Indien große Unterschiede gibt, daß die afrikanischen Gesellschaften nicht homogen sind, und daß sich inzwischen in allen diesen Gesellschaften vom Kontakt mit den Industriegesellschaften stark geprägte soziale „Inseln“ mit fortschrittlicher Zeitorganisation gibt.

Insgesamt aber wird kaum bezweifelt, daß z. B. das Tragen von Armbanduhr in vielen dieser Länder eher ein Symbol für Anpassungsbereitschaft als schon ein Hinweis auf die tatsächliche Anpassung an moderne Formen von Zeitorganisation und Zeitdisziplin ist. Außerdem scheint gewiß: Jedes Entwicklungsland wird früher oder später vor der Notwendigkeit stehen, das Zeitbewußtsein, das Bewußtsein für Zeitpunkte und Zeitstrecken und das zeitorganisatorische Verhalten seiner Mitglieder so zu schärfen, daß technische und soziale Koordination, Maschinenlaufzeiten, Arbeitszeiten besser gehandhabt werden. Natürlich werden diese Entwicklungen von außen, durch Einbindung dieser Länder in die internationale Kommunikation, auch erzwungen. Die Entwicklungsrichtung aber läßt offenbar kaum Gestaltungsmöglichkeiten. In dieser Hinsicht erscheint die sogenannte Systemkonkurrenz – nicht zu verwechseln mit der unsinnigen Rede vom „Ende der Geschichte“ – als beendet.

3. Unter diffusen Stichwörtern wie „Krise des Zeitbewußtseins“ werden gleichzeitig innerhalb der klassischen Industriegesellschaften verschiedenartige Erfahrungen zunehmender Beschleunigung der historischen Entwicklung und der zunehmenden Entfremdung von offenbar natürlichen bzw. humanen Zeitrhythmen diskutiert („Diktatur der Uhrzeit“, „Verlust der Eigenzeit“).

Der Erfahrung von historischer Unwiederholbarkeit verdankt sich die Überzeugung, aus der Geschichte fast nichts mehr lernen zu können. Die Erfahrungen ständig beschleunigten politischen, institutionellen und sozialen Wandels seit der Französischen Revolution haben das Vertrauen in halbwegs stabile Rahmenbedingungen für soziales Handeln und politisches Planen nachhaltig erschüttert. Der Wandel von Strukturen zeigt sich im Fernsehen als alltägliches Ereignis.

Die Einzelnen leiden unter dem Eindruck von Zeitdruck und Zeitknappheit. Zeitknappheit entsteht, wenn immer mehr wichtige, auch unabweisbare Aufgaben, Ziele und legitime Wünsche mehr Zeit benötigen als zur Verfügung steht – offenbar ein objektives und ein subjektives Problem. Zeitdruck entsteht auch durch die Konzeptualisierung verschiedener Leistungen, wie Landarbeit, Industriearbeit, Büroarbeit, wissenschaftlicher Arbeit, Beratungstätigkeiten,

aber auch pflegerische Dienste, als nicht nach der Qualität oder dem Resultat zu bewerten, sondern nach der jeweils aufgewendeten Zeit. Diese soziale Technik hat den unbestreitbaren Vorteil, offenbar Unvergleichbares vergleichbar zu machen und, wenn schon nicht vollkommen gerecht, dann doch wenigstens transparent und pragmatisch zu bewerten. Der unvermeidliche Nachteil ist der sehr verständliche Widerwille gegen den – gegenüber den Aufgaben neutralen, individuellen Situationen fremden und rechenhaften – Umgang mit der Zeit.

In der Rede von der wiederzugewinnenden „Zeitsouveränität“ stecken verschiedene, auch sehr fragwürdige historische Hypothesen. Danach lebten unsere Vorfahren und leben unsere Zeitgenossen in manchen Entwicklungsländern immer noch nach naturnahen und selbstbestimmten Zeitrhythmen, unberührt von den Zeitanforderungen moderner Wirtschaftsgesellschaften, für die gemessene Zeit und die Uhren zu negativen Symbolen geworden sind.

Die Entwicklung der modernen westlichen Zeitauffassungen hat eine lange, aus mehreren Quellen gespeiste Tradition. In der jüdisch-christlich geprägten Kultur war die Zeit, auch die geregelte und die gezählte Zeit, immer ein prominentes Thema. Die Schöpfungsberichte unterscheiden zwischen Ewigkeit und erschaffener Zeit. Mit der Welt hat Gott die Zeit erschaffen und auch die elementaren Möglichkeiten der Zeiteinteilung: Tag und Nacht, Umlauf der Gestirne, Festtagsheiligung. Zeit ist dieser Tradition einerseits immer schon strukturierte Zeit; das irdische Dasein steht aber auch unter der Bedingung der Zeitlichkeit, d. h. der Erschaffenheit und der Vergänglichkeit, Endlichkeit. Die Welt der Menschen, die weltliche Geschichte und das einzelne menschliche Leben hatten auch hinsichtlich ihrer Dauer gegenüber der göttlichen Ewigkeit einen minderen Status. Der Schöpfergott hat die Zeit erschaffen. Als Geschichte wird sie ein Ende haben, auch wenn die Dauer der irdischen Zukunft nicht erkennbar ist. Auch die Lebenszeit ist ein Geschenk Gottes, mit dem man sinnvoll umgehen muß, über das man aber nach dem Psalmvers „Meine Zeit liegt in deinen Händen“ nur eingeschränkt verfügen kann. In dem Maß, in dem der Glaube an ein jenseitiges Leben schwindet, wird die „Kürze des Lebens“ zum Problem, wird Lebenszeit als kostbarer und knapper empfunden. Die Vorstellung von einer göttlichen Macht als Herrin der Zeit teilt die jüdisch-christliche Tradition mit anderen Kulturen. Aber daraus folgen hier kaum fatalistisch-passive Einstellungen gegenüber Zeit und Zukunft. Schon nach der Schöpfungsgeschichte ist Arbeit die Normalform menschlicher Existenz in der Zeit nach dem Paradies. Die Schriften des Alten Testaments versprechen den Frommen auch materiellen Lohn für ihre Arbeit. In der frühchristlichen Überlieferung gilt das Ansammeln weltlicher Güter zwar zunächst wegen des bald erwarteten Endes als gleichgültig; allerdings wird dann die Pflicht, für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen, ebenso betont wie der asketische-moralische Wert der Arbeit. Galt in der klassischen Antike Muße-Zeit für Politik, Kunst und Wissenschaft als Privileg der wirklich Freien, die sich um ihren Unterhalt nicht kümmern, also nicht arbeiten mußten, sieht das frühe Christentum im Müßiggang eine moralisch gefährliche Zeit, in der man von der Konzentration auf die letzten Dinge abgelenkt werden kann. Gerade im frühen Mönchtum wurden nicht nur dem Gottesdienst und der Meditation, sondern auch der Arbeit für den Lebensunterhalt bestimmte Tageszeiten zugewiesen. Mit der Erinnerung an die geschenkte, unbestimmbare, aber auf jeden Fall kurze Zeit die irdischen Lebens ist in der christlichen Tradition die Aufforderung verbunden, diese knappe Zeit für gute Werke zu nutzen, in der biblischen

Sprache: die Zeit „auszuschöpfen“. Wie das Gleichnis von dem Mann zeigt, der vor einer Reise seinen Dienern Geld (Währung: Talente) anvertraut und bei der Rückkehr nach langer Zeit die belohnt, die das Geld vermehrt, und den verstößt, der das Geld nur vergraben hat, ist das Gebot, die Zeit zu nutzen, auch als Aufforderung zu wirtschaftlicher Aktivität zur Mehrung von Geld und Gütern zu verstehen. Letzterem wird übrigens auch vorgehalten, daß er das Geld nicht wenigstens für Zinsen zu den Geldverleihern gebracht habe. (Matth. 25,14-30). Die später so genannte protestantische Wirtschaftsethik erscheint auch im Neuen Testament fest verwurzelt. Aber Zeit war hier noch nicht umstandslos Geld. Ambivalenzen sind nicht zu übersehen. An die nicht freie Verfügung über die Zeit mahnen z. B. die kirchlichen Zinsverbote, da Zinsnehmen einem Verkauf von Zeit, die Gott gehört, gleichkäme. Gerade auf dem Gebiet der Zeitrechnung und Zeitorganisation gibt es in der christlichen Überlieferung Raum für menschliches Handeln und auch unabweisbare zeitorganisatorische Aufgaben.

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts verfaßte der englische Kirchenlehrer Beda Venerabilis eine Lehrschrift über die Zeitrechnung. Anlaß war der Versuch, den Streit über den für die Einheit der Kirche in der damals bekannten Welt als hochbedeutsam angesehenen gemeinsamen OSTERtermin beizulegen. Der christliche Festkalender folgte dem römischen Sonnenjahr mit 365 Tagen, der Osterfestkreis aber den Mondmonaten von 29 1/2 Tagen und mithin einem kürzeren Jahr von 354 Tagen, und er orientierte sich außerdem an der kalendarrisch nicht stabilen Lage der Frühjahrs-Tag-und-Nacht-Gleiche. Diese verschiedenen natürlichen Zyklen lassen sich nicht glatt gegeneinander verrechnen und daher sind alle Kalender sozial verabredete und immer unvollkommene Kompromisse – Kalenderfragen und Kalenderreformen sind auch ein Grund für die Dauerprominenz des Zeitthemas. Man weiß darum, aber oft wird es verdrängt: nicht die Lohnarbeiter, wohl aber die Angestellten und Beamten verdienen heute im Februar für weniger Arbeit vergleichsweise mehr Geld. In seiner kalendarischen Lehrschrift von für Jahrhunderte höchster Autorität sagt Beda nun einleitend, es gebe drei Arten der Zeitrechnung und Zeitgliederung mit unterschiedlicher Verbindlichkeit: Zeitrechnung nach der Natur, z. B. nach dem Sonnen- oder Mondjahr; Zeitrechnung nach göttlicher Autorität: die 7-Tage-Woche – eine von den Babyloniern übernommene Zeitteilung – mit Sabbat-Heiligung ist zwar ohne astronomische Entsprechungen, aber aufgrund religiöser Satzung gleichwohl nicht verfügbar. Dazu kommt die Zeitrechnung nach menschlicher Gewohnheit und sozialer Konvention, z. B. die Verabredung eines Monats von 30 oder 31 Tagen ebenfalls ohne astronomisch beobachtbare Entsprechungen. Nur menschlicher Satzung entspricht der 4-jährige Olympiadenzyklus, der Rhythmus der Wochenmärkte und schließlich die Teilung der Nacht in vier Wachen oder die des Tages in vier Abschnitte. Zeitgliederung als soziale Satzung und damit als in Grenzen veränderbar war dem Christentum also seit jeher geläufig. Man kann z. B. die in der Diskussion der Arbeitszeit unverändert zentrale 7-Tage-Woche als eine von einer religiösen Minderheit weltweit durchgesetzte Konvention bezeichnen, muß aber auch die erstaunliche Stabilität bzw. die historisch gewordene „Naturhaftigkeit“ solcher Konventionen zur Kenntnis nehmen. Die bisherigen Versuche, an die Stelle der Woche rationalere Zeitgliederungen zu setzen, sind ziemlich kläglich gescheitert.

Im Verlauf der Französischen Revolution ist die Neueinteilung des in viele geschichtliche Landschaften gegliederten Landes in recht künstlich geschnittene Départements ebenso und auf Dauer gelungen wie die Durchsetzung des

metrischen Systems für die Längenmaße. Der Angriff auf den christlichen Kalender und die gewohnte Einteilung der Tagesstunden entsprach durchaus rationalen Überlegungen, sollte aber auch die kalendarischen Werkzeuge des christlichen Aberglaubens und der mit der Kirche verbündeten Monarchie beseitigen.

Der weltgeschichtliche Bruch sollte durch den Neubeginn der Jahreszählung mit dem Jahr 1792 als Jahr I markiert werden. 12 Monate zu je 30 Tagen erhielten neue Namen; die einzelnen Monate wurden in drei 10-tägige Dekaden mit einem Ruhetag (Decadi) geteilt. Auch bei der Tagesteilung wurde das Dezimalprinzip eingeführt. Eine neue Stunde sollte 144 alten Minuten entsprechen, jetzt aber in hundert Minuten geteilt werden.

Wie in Frankreich die Initiativen aufklärerischer Eliten staatliche Unterstützung gefunden hatte, ergriffen nach der Revolution in den zwanziger Jahren auch in der Sowjetunion Bildungseliten die Initiative zur Loslösung von vormodernen Formen der Zeitrechnung und Zeiteilung.

1923 gründete der Ingenieur und Schriftsteller A. K. Gastew die „Zeitliga“ mit dem Ziel, die richtige Ausnutzung und Ökonomie der Zeit auf allen Gebieten des sozialen und privaten Lebens zu befördern. Zugleich wurde auch eine Zeitschrift (Wremja „Die Zeit“) auf den Weg gebracht: „Die Zeitliga ist eine Organisation des Kampfes gegen die Verschleuderung der Arbeitszeit der Gesellschaft. ... Die Zeitliga ist ein kollektives Propagandamittel zur Einführung des Amerikanismus im besten Sinne dieses Wortes: Unsere Arbeit ist unser Leben.“ Die Mitglieder sollten etwa eine „Chronokarte“ bei sich führen zur Aufzeichnung beruflicher wie privater Zeitznutzung. Flugblätter propagierten die nicht nur in der Sowjetunion geläufig gewordenen Leitbegriffe des anbrechenden 20. Jahrhunderts: „Zeit/Tempo“, „System“, „Organisation“, „Energie“. „Bemiß Deine Zeit, kontrolliere sie! – Erfülle alles zur Zeit, exakt auf die Minute! – Spare die Zeit, verdichte sie, arbeite schnell!“

Viele altbekannte zeitorganisatorische Konzepte der christlichen Askese und der frühmodernen Bemühungen um Selbstdisziplin, wie sie für uns der Gründer des Jesuitenordens Ignatius von Loyola (1491-1556) und der publizistische Propagandist puritanischer Arbeitsgesinnung Benjamin Franklin (1706-1790) exemplarisch verdeutlicht haben, erscheinen jetzt, im Anblick eines als Defizit an zeitorganisatorischer Kompetenz aufgefaßten Modernisierungsrückstandes in einer östlichen Gesellschaft, verschärft und „auf die Minute“ zugespitzt. „Zeit ist Geld“ war die altbekannte allgemeine Formel, „Minuten sind Pfennige“ ist dann zur – anfangs durchaus optimistisch aufgefaßten – Losung des Maschinenzeitalters geworden.

Nach Projekten und Versuchen mit der 5-Tage-Woche, mit neuen Monaten zu je sechs Wochen, mit Jahreszeitkonten für frei wählbare Ruhetage kehrte man in der Sowjetunion noch vor dem Krieg zur traditionellen 7-Tage-Woche zurück. Die in bäuerlichen und bürgerlichen Gewohnheiten, nicht jedoch in der natürlichen Umwelt verankerte christliche Woche hatte sich als stabiler erwiesen.

Zur Geschichte der „Arbeitszeit“ und des „Normalarbeitstages“

Wort und politisches Thema „Arbeitszeit“ tauchen erst mit den sozialen Auseinandersetzungen seit Beginn der Industrialisierung auf. Dabei ging es zunächst um die Dauer des Arbeitstages, die zu Beginn des Maschinenzeitalters in Fabriken und Bergwerken, aber auch in den heimgewerblichen Produktionsstätten unter dem Diktat der „Ökonomie der Zeit“ (das von Karl Marx populär gemachte Wort im Sinne von Diktat der Kapitalverwertung stammt

aus der protestantischen Chronologie, der Lehre von der Gliederung der Weltgeschichte), längerer Maschinenlaufzeiten und der Möglichkeit bei künstlichem Licht zu arbeiten, vielerorts – auch für Frauen und Kinder – unmenschlich ausgedehnt worden war.

Erst nach harten Arbeitskämpfen und nach erbitterten politischen Auseinandersetzungen – das soll hier nicht erneut erzählt werden – ist in den Industrieländern am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts allmählich ein gesetzlich oder tarifvertraglich abgesicherter „Normalarbeitstag“ entstanden. In diesen Kämpfen haben sich die Arbeiterbewegungen und Gewerkschaften von „Klassengegnern“ und „Reichsfeinden“ zu „Sozialpartnern“ verwandelt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts tritt, zuerst 1873 bei der Post, dann bei den Angestellten, zuletzt bei den Arbeitern, ein Jahresurlaub hinzu. Als Komplement des industriellen Arbeitstages und der Jahresarbeitszeit entsteht die moderne Freizeit, deren Verständnis zunächst auch von aufklärerischen Vorstellungen als Zeit der menschlichen Entfaltung und Bildung geprägt war. Tausende von Streiks, die Erfahrung von Krieg und Revolution haben die Verkürzung der Arbeitszeiten vorangetrieben. Der weltweite Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg hat dann die Vorstellung geprägt, die Verkürzung der Arbeitszeit hänge direkt mit der prinzipiell unendlichen Steigerung der Produktivität zusammen. Die Verwendung und Nutzung des dabei offenbar zwangsläufig entstehenden Mehr an täglicher Freizeit, an Jahresurlaubszeit und lebensgeschichtlicher Ausbildungs- und Rentenzeit hat nicht nur neue Dienstleistungsbranchen ins Leben gerufen, sondern auch viele neue wissenschaftliche Arbeitsbereiche legitimiert. Bis vor wenigen Jahren haben wir über Zeitprobleme auch deshalb viel diskutiert, weil wir glaubten, wir hätten viel und in Zukunft noch viel mehr Zeit. Dieses Mehr an Zeit ist auch gekommen, aber nicht als Freizeit, sondern in Form von Arbeitslosigkeit.

Das Wort „Normalarbeitstag“ hat sich dabei von Anfang an als ein hochwirksamer politischer Leitbegriff erwiesen. Gemeint sind zunächst allgemeine, flächendeckende ggf. durch staatliche Vorschriften zu sichernde Regelungen der maximal zulässigen Arbeitszeit. Dabei ist allerdings zu beachten, daß immer nur eine Minderheit der Arbeitnehmer „Normalarbeitsverhältnisse“ hatten und haben; es sind gegenwärtig nur 20 %. Zumindest in Deutschland stehen diese Regelungen in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der Arbeitsschutzgesetzgebung. Erinnerung sei nur an die Besorgnisse der kaiserlichen Armee über den physischen Zustand der Rekruten. Bei der Rede von Normalität schwingt aber auch mit, daß die Arbeitszeit – endlich oder wieder – human angemessen, physiologisch zuträglich, sozial verantwortlich und mit anderen legitimen Zielen verträglich gestaltet werden soll. Die Rede vom Normalarbeitstag enthält ein nicht ganz aufklärbares Verständnis von „Normen“.

Auffällig ist auch die Faszination der runden Zahlen: Um 1903/4 hieß es in einem Kampflied zum erfolglosen Streik der Crimmitschauer Textilarbeiter:

„Und es dringt zu Fürstenthronen,
In der Reichen Lustgemach
Ungezählter Millionen
Feldgeschrei: Zehnstudentag!“

Die Forderungen auch der deutschen Arbeiterbewegungen waren bei der internationalen Maifeier des Jahres 1890 schon weiter gesteckt und anders begründet worden. Arbeitergenossenschaften stellten Taschenuhren her, „Arbeiter-Chronometer“, mit der Umschrift im Gehäuse:

„Wir wollen 8 Stunden Arbeit – 8 Stunden um uns auszubilden – 8 Stunden um uns auszuruhen“

In diesen schon Geschichte gewordenen Debatten und Kämpfen ist auf beiden Seiten, auch in der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung und der Gewerkschaften – ich danke Frau Eckart für diesen Hinweis – außerdem übersehen worden, daß dem „Normalarbeitstag“ stillschweigend ein durchaus modernes, nicht aber unbedingt natürliches Sozialmodell unterliegt: der männliche vollbeschäftigte Industriearbeiter, von allen den Aufgaben in der Reproduktionssphäre entlastet, die seine Frau und seine Familie übernehmen müssen, die ihrerseits alle diese Aufgaben, auch Zuarbeit und Zuwendung, in „nicht-normalisierten, zwangsläufig selbstbestimmten und unfreiwillig flexiblen Arbeitsverhältnissen“ leisten.

Runde Zahlen, einmal erreicht, beruhigen die Debatten für eine Weile, erscheinen im Rückblick als historische Etappen – Zeit genug für die Mediziner, sie mit physiologischen Gründen zu legitimieren, Zeit genug für Soziologen, Politologen und Historiker, sie mit nicht immer guten Argumenten als tief in der christlich-europäischen Tradition (z. B. unter Hinweis auf die mönchische Dreiteilung des Tages in Gebet, Arbeit, Schlaf) verwurzelt und den Erfordernissen eines selbstbestimmten Lebens in der demokratischen Gesellschaft entsprechend, abzusichern.

Die eingängigen runden Zahlen haben sich recht gut kommunizieren lassen („Samstags gehört Vati mir“). Wenn heute über 36,5 oder 28,5 wöchentliche Arbeitsstunden und Zeitkonten geredet oder verhandelt wird, ist der Charme der Normalität und der Reiz der runden Zahlen verschwunden. Die Willkür solcher Festlegungen liegt am Tage; ihre geschichtliche Instabilität ist offenkundig.

Natürlich betrifft das seit Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Manufakturen und Fabriken entstandene Konzept von der „Ökonomie der Zeit“ zunächst nur die Dauer der Arbeitszeit (symbolisch: Fabrikglocken, Fabrikuhren), später dann auch deren Stetigkeit und Intensität, also die durch Rationalisierung auch der Arbeitsabläufe erreichbaren oder erwartbaren Produktivitätsfortschritte. Heute ist der Anteil der durch Arbeitszeitverkürzungen zu sichernden oder gar zu vermehrenden Zahl der Arbeitsplätze fragwürdig geworden.

Die Parolen von der durch Arbeitszeitverkürzung erreichbaren Umverteilung der vorhandenen Arbeit auf mehr Köpfe haben sich als Illusion erwiesen. Wir wissen, daß Arbeitszeitverkürzungen – vorsichtig gesagt – nicht überall mehr Arbeitsplätze schaffen, und wir wissen, daß weitere Arbeitszeitverkürzungen ohne den sog. Lohnausgleich nicht nur Schmerzgrenzen, sondern auch Armutsgrenzen leicht überschreiten können. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, wie man diese wirtschaftspolitischen Optionen politisch etikettiert. Es sind gemeinsame Erfahrungen, und die Ratlosigkeit sprengt alle Grenzen ideologischer und politischer Lager.

Der in Zahlen nicht auszudrückende Preis der Arbeitszeitverkürzung bestand bekanntlich aber auch in langfristigen Anpassungs- und Disziplinierungsleistungen. Für die Frühzeit der Industrialisierung hat sich weitgehender Konsens darüber gebildet, daß die Arbeit in den Fabriken die an ungleichmäßigen Arbeitsanfall und ungleichmäßige Arbeitsbelastung gewöhnte ländliche Bevölkerung vor ganz neue Anforderungen gestellt habe. Ungleichmäßig gearbeitet sei vor-

her nicht nur aufgrund natürlicher, jahreszeitlicher und festkalendrarischer Gegebenheiten worden, sondern auch deshalb, weil die vormoderne Bevölkerung über den Geldlohn allein nicht zu kontinuierlicher Erwerbsarbeit über die subjektiv bemessenen Erfordernisse des Lebensunterhalts hinaus zu motivieren gewesen sei.

Erst im Verlaufe mehrerer Generationen sei durch Zwang, z. B. auch den Zwang zum Schulbesuch der Kinder, und dann auch durch internalisierte Leistungsnormen die Anpassung an die neuen, stärker geregelten und intensiver fordernden Arbeitsrhythmen gelungen. Diese jüngere europäisch-amerikanische Entwicklung ist dann unversehens zum Modellfall für den Weg von der Agrar- zur Industriegesellschaft schlechthin geworden, und die sie begleitenden Probleme erscheinen als die typischen Probleme auch der Länder, die den Übergang zu unserem Typ der Industriegesellschaft noch vor sich haben.

Noch ein weiter Blick zurück: Arbeitszeit war für die große Mehrheit der Arbeitenden bis ans Ende des 18. Jahrhunderts nicht begrenzt oder bemessen, sondern entweder durch die Anforderungen der bäuerlichen Wirtschaft oder durch Gewohnheit und Autorität bestimmt. Innerhalb der durch das Herkommen gesetzten Grenzen bestimmten Arbeitsrhythmus und Arbeitsintensität des Gutsherrn, des Meisters oder des Hausherrn unmittelbar die Dauer und Intensität der Arbeit der Familie und aller Untergebenen, z. B. der Lehrlinge und Gesellen.

Aus diesen Vorstellungen von Beschränkung auf natürliche Bedürfnisse und Einbindung in traditionale Gemeinschaften hat dann Friedrich Engels in industriekritischer Absicht das folgenreiche Bild vorindustrieller Arbeitsformen entworfen.

„Sie (die Arbeiter) brauchten sich nicht zu überarbeiten, sie machten nicht mehr als sie Lust hatten, und verdienten doch, was sie brauchten, sie hatten Muße für gesunde Arbeit in ihrem Garten oder Felde, eine Arbeit, die ihnen selbst schon Erholung war, und konnten außerdem noch an den Erholungen und Spielen ihrer Nachbarn teilnehmen.“

Mao Tse Tung hat diese Idylle für seine politischen Projektionen angeblich durch das Diktum erweitert, daß in der neuen Gesellschaft jeder zu von ihm gewählten Zeiten sich dem Pflügen, Fischen oder Lesen widmen werde. Zu dieser Naturzeitidylle, die um so idyllischer wird, je weiter sie zurückverlegt wird und je weniger man davon weiß, ist verschiedenes anzumerken: Selbstbestimmte Arbeitsrhythmen waren am Beginn der europäischen Geschichte im Frühmittelalter nur der sehr kleinen Zahl sozial nicht-abhängiger Familien möglich, und auch das nur insoweit, als Pflichten und Abgabenlasten dies ermöglichten. Selbstbestimmte Arbeitsrhythmen waren begrenzt von u. U. sehr harten und unabsehbar riskanten natürlichen Bedingungen (Klima, Krankheiten). Geringe Globalisierung, z. B. geringe Marktproduktion und Marktabhängigkeit mit schwach entwickeltem Verkehrswesen, machten zwar weniger zeitliche Koordination, z. B. durch Markt- und Messeterminen, erforderlich; damit entfielen aber auch die Schutz- und Kompensationsmechanismen, die weiter entwickelte Wirtschaftsformen bieten konnten. Die flexiblen Rhythmen, die Arbeitsintensität nach subjektiv wahrgenommenem Arbeitsanfall oder nach Lohnbedürfnissen, die Wahrnehmung von Feiertagen waren keine „individuelle Eigenzeit“, sondern eine „kollektive Zeit“ von kleinen und großen Gruppen (Familien, Zünften, Bruderschaften, Gemeinden), die dem Individuum zwar sehr viel Schutz, Verhaltenssicherheit und Zeiterfüllung geboten, andererseits

aber auch sehr wenig Freiraum gelassen haben. Schließlich wird leicht übersehen, daß – auch wenn gemessene Zeit eine geringe Rolle spielen mag – schon eine kleine Bauernwirtschaft ein zeitorganisatorisch recht komplexes Unternehmen mit Planungsproblemen und riskanten Entscheidungen war und ist.

Kodifizierte Arbeitszeitregelungen finden sich dann erst seit dem Hochmittelalter bei den organisierten Zünften. Unter Beteiligung und Aufsicht städtischer Obrigkeiten wurden Nachtarbeitsverbote, maximale Arbeitszeiten und Feiertagsregelungen aus Gründen der Qualitätssicherung und des Konkurrenzschutzes festgelegt. Festgelegt wurden auch Arbeitszeiten und Löhne für die jetzt allmählich wachsende Gruppe der städtischen Lohnarbeiter bzw. Tagelöhner.

Der alteuropäische Arbeitstag war der Lichttag, mithin eine in Grenzen elastische Größe. In Nordwesteuropa kannte man saisonale Teilungen des Jahres in zwei, auch in vier Perioden und entsprechende saisonale Staffellungen der Löhne. Nach Abzug der Feiertage ergab sich – kontinuierliche Beschäftigung vorausgesetzt – ein durchschnittliches Arbeitsjahr von rund 260 Tagen. Gegenstand von Arbeitskonflikten hinsichtlich der durch Tageslicht und Glockenzeichen eingegrenzten Arbeitszeit waren die Dauer der Pausen und das Arbeitssende, auch die Einbeziehung der Wege zur Arbeit. Versuche, das Arbeitssende in den Spätnachmittag zu schieben, hat es auch gegeben, aber das waren nicht Versuche, an die „Arbeitszeit“ eine „Freizeit“ anzuhängen – diese moderne Unterscheidung war damals nach Wort und Sache unbekannt -, sondern Zeit für eigene Arbeiten, etwa im eigenen Garten, zu gewinnen – das war auch am Ende des 19. Jahrhunderts noch ein Argument -, und insofern waren vor allem für die Lohnarbeiter Zeitfragen damals eindeutig Geldfragen. Kleinere Tagesteilungen und differenziertere Lohnformen waren bis ins 14. Jahrhundert kein Thema. Wichtigstes Indiz dafür ist die Nicht-Kommentierung bzw. das ausführliche Schweigen zu einem biblischen Gleichnis, das direkt in eine Zeitlohndebatte hätte führen können. Das Matthäusevangelium berichtet (20, 1-16) in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, daß der Besitzer des Weinbergs zur ersten Tagesstunde Lohnarbeiter zum üblichen Tagelohn angeheuert habe. Mittags, um die sechste und um die neunte Stunde – also gegen zwölf und drei Uhr moderner Zeitrechnung – habe er zusätzliche Arbeiter geholt und ihnen den gleichen Lohn versprochen. Schließlich wird noch um die elfte Stunde – also kurz vor dem Ende des Arbeitstages – ein Mann angeheuert, der sehr zum Ärger der Kollegen am Ende des heißen und mühseligen Tages ebenfalls den vollen Tagelohn erhält. Die alten Kommentare erläutern: Gott ist in seinen Entschlüssen frei, auch Spätberufene haben noch eine Chance auf seine Großzügigkeit. Heutige Kommentare stellen eher schüchtern und historisch unbeholfen über biblische Aussagen zur Freiheit der Gestaltung des Arbeitsvertrags ab. Aber niemand hat sich gefragt oder fragt sich heute, was der im gegebenen historisch-sozialen Kontext und unter der Bedingung geeigneter technischer Möglichkeiten der Zeitmessung gerechte Lohn – im Zweifel ein differenzierter Stundenlohn – für die einzelnen Arbeitergruppen gewesen wäre.

Als eine Lohnparabel wurde das Gleichnis dann ganz vereinzelt seit Beginn des 14. Jahrhunderts, der Zeit der Verstädterung und der Lohnarbeit, behandelt; es wurde zum Ort, über Zeitlohn und Stücklohn nachzudenken. Im Ergebnis: Nur im Stücklohn würde wirkliche Leistung bezahlt, würde der Arbeiter

das erhalten, was er billigerweise verdient hätte. Zeitlohn dagegen lüde zu Unterschleif und Betrügereien ein, denn die Zeitlöhner würden am Ende des Tages so bezahlt als hätten sie sorgfältig gearbeitet. Diese scheinbar sehr schlichte Überlegung enthält eine wichtige systematische Einsicht. Wie jeder Arbeitgeber will der Weinbergbesitzer natürlich nicht die Zeit der Arbeiter kaufen – was sollte er damit? –, er will vielmehr ein Arbeitsergebnis bzw. ein Produkt. Nur, weil dieses Arbeitsergebnis eines einzelnen Arbeiters direkt nicht zu bewerten, zu quantifizieren, mit anderen Ergebnissen/ Produkten nicht zu vergleichen, auch schlecht zu kontrollieren ist, wird nach der Zeit, nach einem gegenstands- und aufgabenneutralen Maß bezahlt. Das ist aus der Sicht des Arbeitgebers nicht optimal, aber immerhin praktikabel, schlicht deswegen, weil die Kosten eines Aufsehers hinter jedem einzelnen Arbeiter eingespart werden können. Es ist auch ein für die Arbeiter durchsichtiges und mithin relativ gerechtes Verfahren. Im erwähnten Gleichnis protestieren sie schließlich auch nur gegen seine willkürliche Handhabung.

Aber selbst wenn das Verhalten des Weinbergbesitzers tarifpolitisch einsichtiger gewesen wäre, einer besseren und gerechteren Praxis standen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten schlicht technische Hindernisse entgegen. Die Rede von der ersten, dritten, sechsten, neunten, gar elften Stunde entstammt einem gebildeten Diskurs. Die Arbeiter hätten die entsprechenden Zeitpunkte mangels geeigneter Uhren gar nicht ermitteln können; ihr Protest hätte wegen ungenügender zeitlicher Präzision auch vor einem weisen Richter scheitern müssen.

Erst die spätclassische Nationalökonomie des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird das Thema der Lohnformen dann intensiver diskutieren, darunter auch die Frage, unter welchen historischen Umständen leistungsbezogene Löhne und Akkordlöhne den Erwerbstrieb stimulieren, das alte „Nahrungsprinzip“ bzw. die „Mußpräferenz“ durchbrechen könnten.

Zurück ins europäische 14. Jahrhundert, wo sich undramatische aber sehr folgenreiche Veränderungen anbahnen. Die Verbreitung der mechanischen Uhr, die Verbreitung des automatischen Stundenschlags als neues Zeitsignal, die damit einhergehende Verbreitung der modernen, gleichlangen Stunden als 24. Teil des Volltages – nicht als eine in 60 Minuten teilbare Zeitstrecke! – und die Verbreitung der Sanduhren als Mittel der Befristung stets gleichlanger, abstrakter Fristen ermöglichten und wurden u. a. auch sofort genutzt als chronologisch präzisere Fassung auch der Arbeitszeiten. Das änderte zunächst und auf sehr lange Sicht nichts an der Dauer des Arbeitstages, der mit dem Lichttag praktisch identisch blieb. Aber: der Übergang von einer Festlegung „Arbeit von Sonnenauf- bis Untergang“ zu einer Festlegung „Arbeit von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends“ löst den Arbeitstag zwar noch nicht vom Lichttag, macht ihn aber als soziale, veränderbare und verhandelbare Satzung erkennbar und damit politisch verfügbar. Auch die Festlegung der Pause auf eine sanduhrbefristete Stunde, macht deren Dauer von der Willkür beider Seiten unabhängig, schafft für beide Seiten eine transparente Zeitbindung, ermöglicht die Bezahlung durchgearbeiteter Pausen, ermöglicht die faire Kontrolle von Fehlzeiten und daraus wird dann rasch Wort und Sache „Stundenlohn.“

Solche Vorgänge sind gemeint, wenn es schon um 1400 heißt, in den Städten regierten sich die Menschen mithilfe der Uhren selbst – hinsichtlich des Zeitbewußtseins ein deutlicher Hinweis auf einen Epochenbruch im Spätmittelalter.

An der 1387 eröffneten Dombaustelle in Mailand, solche Großbaustellen waren damals die technischen und sozialen Innovationszentren, diente die laufende Uhrzeitkontrolle der Arbeitszeit nicht nur der Lohnberechnung, sondern auch der Ermittlung der Stückkosten für das Sägen einzelner Marmorblöcke. Man hat versucht herauszufinden, wie viel bezahlte Zeit in jedem einzelnen der vielen hunderttausend zu brechenden, zu sägenden und heranzuschaffenden Marmorblöcke steckte. Damit waren die Grenzen der im Spätmittelalter möglichen rechnerischen Abstraktion erreicht. Zeit ist hier zwar schon Geld, aber so ganz deutlich wird das noch nicht ausgesprochen. Es ist auch nicht zu übersehen, daß so moderne Rechengrößen wie der Stundenlohn oder Stückkosten ausgedrückt als Arbeitszeit über Jahrhunderte, bis in die Zeit der Industrialisierung äußerst selten blieben.

Mechanische Uhren und Sanduhren und der durch sie ermöglichte Gebrauch abstrakter Fristen hatten schon im Spätmittelalter neue Möglichkeiten eröffnet, über Arbeitszeit zu verhandeln, sie konfliktfest zu regeln und in, wie man heute sagt, für beide Seiten transparenten Formen zu kontrollieren. Daß die moderne Stundenrechnung eine wesentliche, damals aber noch keineswegs selbstverständliche Voraussetzung vernünftiger Neuordnungen war, wird im zweiten Buch von Thomas Morus „Utopia“ (1516) deutlich ausgesprochen. In diesem Entwurf einer Welt, wie sie auch sein könnte, Sozialkritik und Sozialsatire, schreibt der spätere Lordkanzler Heinrichs VIII. von England, den dieser 1534 enthaupten ließ, daß die Bewohner von Utopia den Tag in vierundzwanzig gleichlange Stunden teilten und nur sechs davon der Arbeit widmeten. (4 Stunden in Campanellas „Sonnenstaat“ 1623). Dies sei möglich, weil alle gesellschaftlich notwendige Arbeit durch Heranziehung der bisher Müßigen (Klerus, Adel, Bettler) in weit kürzerer Zeit geleistet werden könnte. Mit der Kritik am unbemessenen Arbeitstag, der Kritik an der Behandlung der Arbeiter als Lasttiere verbindet Morus den deutlichen Hinweis auf die Voraussetzungen vernünftiger sozialer Ordnung: moderne Zeitmessung und Zeitrechnung.

Alle Diskussionen um Teilzeit, Gleitzeit, Zeitkonten, freie Arbeitszeitregelungen durch die Arbeitnehmer, sogar „Vertrauenszeit“ haben die mentale Abstraktionsleistung zur Voraussetzung, daß Zeitmessung und Zeitvergleich – nicht anders als Geld – die einzige Möglichkeit ist, Unvergleichbares vergleichbar zu machen. Es klingt abscheulich, aber die Arbeitsstunde des Maurers muß in eine Relation zur Arbeitsstunde der Pfleger, zur Schulstunde und zur Stunde im Spaßbad gesetzt werden. Das liegt nicht nur am lieben Geld, sondern z. B. auch an der Nicht-Begründbarkeit von Präferenzen. Es ist auch, aber es ist nicht nur die Geschichte des Kapitalismus, die uns über die Zeit-Geld-Äquivalenz die zeitliche Entfremdung gebracht hat. Es sind vor allem – durchweg erwünschte – Prozesse der gesellschaftlichen Differenzierung, auch der Verstärkung, die kompliziertere Zeitarrangements erforderlich gemacht haben. Man sollte also aufhören, technische Zeitmessung für die Ursache unserer Beschwerden zu halten. Alle Wege zu neuen Formen der Zeitorganisation, auch die Unterscheidung von Erwerbsarbeit (der Job), Selbstversorgungsarbeit und Arbeit für die Gemeinschaft (die Selbsthilfe), Hilfeleistungen (Therapien), Freizeit und Kulturarbeit setzen zeitliche Abstraktionen, scheinbar unnatürliche, aber eben unentbehrliche Formen der Zeitmessung, voraus.

Es mag sein, daß man in Deutschland zu lange und zu stark auf den Staat als den für Voll-Beschäftigung verantwortlichen Agenten gesetzt hat. Die gelegentlich an die Bürgerinnen und Bürger gerichtete Aufforderung, jetzt sel-

ber zu „Unternehmern der eigenen Arbeitskraft zu werden“, die „Individualisierung des Arbeitsplatzrisikos“ endlich zu akzeptieren – so hören es v. a. die Arbeitssuchenden und Arbeitslosen in den neuen Bundesländern – klingt ratlos und verlegen, aber auch schlicht zynisch. Auch teilweise berechtigte Hinweise auf die tendenzielle Entmündigung durch den Wohlfahrtsstaat bieten da keinen Trost. Die Ziffern und die Prognosen stimmen pessimistisch. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß fast alle, Gruppen und Individuen, in Zugzwang kommen werden. Sicher müssen wir uns vom Bild des Menschen als kontinuierlich erwerbsarbeitendem Menschen und vom ohnehin völlig schiefen Bild der Gesellschaft als Tätigkeitsgesellschaft trennen. Dies, obwohl die europäische historische Erfahrung einen solchen Einstellungswandel offenbar ausschließt.

Mittelfristig bräuchte dieser Einstellungswandel mindestens eine positive Diskriminierung nicht-kontinuierlicher Biographien. Das klingt ganz schön nach Flexibilität und Anpassungsbereitschaft, heißt aber z. B. auch, daß man sich von dem historisch, schon biblisch tief verwurzelten Modell der Karriere als im Aufstieg zu bewältigender Leiter verabschieden müßte.

Können wir aus der Geschichte der Arbeitszeit Ratschläge für die Zukunft gewinnen, können wir aus der Geschichte lernen? Eindeutig „nein“, weil die Geschichte sich nicht wiederholt. Die Zukunft ist offen; es gibt keine hochrechnbare Datenreihen – weder für den Ölpreis noch für die Normalarbeitszeit. Alle weltwirtschaftlichen Groß-Prognosen der letzten Jahrzehnte rufen nur noch müdes Lächeln hervor. Die Zukunft ist allerdings ein Resultat vergangener Entscheidungen: Unsere Optionen und Planungsmöglichkeiten sind durch diese historischen Umstände begrenzt, und sie lassen sich verändern, wenn wir nur die Widerstände und die Zeiträume recht bedenken.

1



Gerhard Dohrn-van Rossum

Kurzbiographie

Prof. Dr. Gerhard Dohrn-van Rossum, geb. 1947, Studium der Geschichte und Philosophie in Berlin und Heidelberg. Nach Gastprofessuren in Chicago und Zürich Inhaber des Lehrstuhls für die Geschichte des Mittelalters an der Technischen Universität Chemnitz. Veröffentlichungen zur Geschichte der Zeitmessung und des Zeitbewußtseins, zur Sozialgeschichte der mittelalterlichen Technik und zur Migration technischer Experten.

Ausgewählte Veröffentlichungen:

Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. München: Hanser, 1992, auch engl. u. frz.